

Kultur

Gern im Abseits

Jeshua Dreyfus macht vieles etwas anders: Statt an eine Filmschule zu gehen, studierte der Oberländer Philosophie. Und beim Dreh zu seinem Filmestling sollten alle völlig ehrlich zueinander sein. Das ging schief. Dafür läuft «Halb so wild» nun in Solothurn.

Regula Fuchs

Zuerst ist die Anruferin ein wenig irritiert: Ist der Mann, der da am Telefon ein lupenreines Baseldeutsch redet, wirklich der, den sie sprechen wollte? Jener Jeshua Dreyfus, der gemäss Lebenslauf im Berner Oberland aufgewachsen ist? Doch, klärt Dreyfus, er sei der Richtige – und ja, er sei in Brienz geboren und in Spiez zur Schule gegangen. Aber mit seinem Vater, einem Arzt, habe er Baseldeutsch gesprochen, und mit seiner Mutter, einer Sängerin, Hochdeutsch. Berndeutsch habe er sich während der Schulzeit auch noch angewöhnt, beim Studium in Basel aber wieder abgelegt. Voilä. Es sind nicht die einzigen Schlenker in der Biografie des jungen Filmemachers.

«Huis clos» im Rustico

Jeshua Dreyfus macht derzeit seine ersten Schritte in die Öffentlichkeit, viel weiss man nicht von ihm. Noch nicht. Denn heute wird sein Langfilm-Debüt am Festival Max-Ophüls-Preis in Saarbrücken gezeigt, am nächsten Montag feiert «Halb so wild» Schweizer Premiere an den Solothurner Filmtagen. An beiden Festivals ist der Film für einen Preis nominiert. Trotzdem ist Dreyfus ein wenig aus dem Häuschen, als die Presse anruft, und freut sich, dass man sich für ihn interessiert. Und für seinen Film, in dem er fünf junge Menschen für eine Ferienwoche in ein abgelegenes Bergtal schickt. Dort wird geliebt und gezankt, und es drängt allerlei Verborgenes ans Licht – eine Art «Huis clos» im Rustico.

Dreyfus hat ein Flair für abgeschiedene, einfache Orte, das wird beim Treffen bald klar. Zurzeit wohnt er im Gurnigelgebiet in einem baufälligen alten Haus. Die Geschichte von «Halb so wild» schrieb er in einer einsamen Hütte irgendwo in Frankreich. Und seine frühe Kindheit verbrachte Dreyfus auf einer Alp ob Brienz. Seine Eltern waren Hippies, die dort Anfang der Achtzigerjahre ein ehemaliges Ferienheim kauften und daraus ein interreligiöses Begegnungszentrum machten. Bis er sechs Jahre alt war, lebte Jeshua in dieser Gemeinschaft, unter Amerikanern, Deutschen, Indern.

In der Steiner-Schule in Spiez dann entdeckte er die Videokamera. «Seit ich fünfzehn Jahre alt war, wollte ich Filmregisseur werden. Denn wenn mich etwas berührt, reizt es mich, das filmisch zu reproduzieren», sagt er. Klar, dass seine Abschlussarbeit an der Schule ein Film war. Bei der Präsentation sass ein Theaterregisseur im Publikum, den die Arbeit des Jugendlichen beeindruckte – und der Dreyfus kurzerhand einlud, bei ihm zu hospitieren. Es war Stephan Müller, der in dieser Zeit am Theater Neumarkt und in Basel inszenierte.

Unorthodoxe Karriereplanung

Beim Theater, sagt Dreyfus, habe er aber nie bleiben wollen. Filme drehen wie Jean Renoir, das wollte er. Warum hat er dann Philosophie, Germanistik und Wirtschaft studiert, statt an eine Filmschule zu gehen? «Ich hatte Angst vor der kompetitiven Stimmung an einer solchen Schule», erzählt er, «und ich wollte die abendländische Denkkultur



Warm angezogen für seinen Einstand im Filmgeschäft: Jungregisseur Jeshua Dreyfus. Foto: Adrian Moser

besser kennen lernen, deshalb Philosophie.» Und warum dazu noch Wirtschaft? «Weil Filmarbeit zu einem grossen Teil aus Finanzierung besteht.»

Wie Dreyfus seine Karriere angeht, mag unorthodox sein – trotzdem wohnt in ihm eine grosse Zielstrebigkeit, in diesem fast verträumt wirkenden 28-Jährigen, der jeweils für einen kurzen Moment in die Ferne blickt, bevor er antwortet, als wolle er seine Worte aus dem Kosmos fischen. Doch dann kommen oft Sätze mit viel Bodenhaftung, etwa: «Mit einem Langfilm kommt man einfacher an Publizität als mit einem Kurzfilm.»

Kalte Duschen, steinige Wege

Vermutlich eher idealistisch als abgebrüht handelte Dreyfus, als er mit einem Kleinst-Budget von gerade einmal 30 000 Franken die Dreharbeiten für «Halb so wild» begann. Die 20-köpfige Crew fuhr in ein Tessiner Tal, das nur per Transportbahn zu erreichen war, schlief in grossen Zelten, duschte kalt – und kam mehr als einmal an die Grenzen. «Die Berliner Schauspieler stolperten anfangs dauernd. Sie waren die steinigen Wege nicht gewohnt», erzählt Dreyfus. «Nicht nur sie, jeder von uns erreichte irgendwann den Punkt, an dem er mit dem Gedanken spielte abzureisen.»

Dazu kam, dass Dreyfus für den Dreh ein ungewöhnliches Ziel hatte: Was in der Gruppe geschah, sollte wichtiger sein, als dass der Film fertig würde. Denn die Grundfrage für den Dreh war für die Geschichte im Film war dieselbe: Was passiert, wenn Menschen völlig ehrlich miteinander sind? Dass eine solche Ausgangslage für eine fiktionale Ge-

schichte taugt, liegt auf der Hand – aber warum dieses Credo für die Dreharbeiten? «Gerade in der Filmwelt gibt es viele Zweckbeziehungen», erklärt Dreyfus. «Ich wollte es anders haben. Am liebsten würde ich ja nur mit Freunden oder meiner Familie arbeiten. Die gemeinsame Erfahrung ist mir beim Film wichtiger als das Resultat.»

Gut repräsentiert Berner an den Solothurner Filmtagen (24.–31. 1.)

Mit «Halb so wild» (siehe Haupttext) werden dieses Jahr 14 Berner Produktionen an den Solothurner Filmtagen gezeigt, etwas weniger als im vergangenen Jahr, als es 20 waren. Mano Khalil präsentiert sein Porträt «Der Imker» über das erschütternde Schicksal eines kurdischen Flüchtlings, der in der Türkei alles verlor und nun in der Schweiz Bienen züchtet. Der Film ist für den Prix de Soleure nominiert, ebenso wie Dieter Fahrers «Thorberg». Regisseurin Katrin Barben stellt nach zwanzig Jahren im Filmgeschäft ihren ersten Spielfilm vor. «Hier und Jetzt» hat sie gemeinsam mit ihren Freundinnen und Freunden gedreht – und einem bescheidenen Budget.

Ebenfalls ein Debüt ist «Harry Dean Stanton: Partly Fiction» der in Los Angeles lebenden Schauspielerin Sophie Huber. Sie porträtiert den bekanntesten Nebendarsteller

überhaupt, der auch als Musiker auftritt. Antej Faracs Doku-Fiktion «Annelie» über die schrägen Bewohner eines Münchner Obdachlosenheim lief bereits am Berner Filmfestival, ebenso wie Marcel Wyses' Kokainfilm «Work Hard Play Hard». In den Kinos schon ausgewertet sind «Thorberg» und «Image Problem». Auch Kurzfilme aus Berner Küchen finden den Weg nach Solothurn: etwa Oliver Schwarz' Kurzdoku «Traumfrau», Matto Kämpfs «Tanza Tanza Putza Putza» oder Tamer Rugglis «Hazel». Ausserdem stehen zwei Berner Gewinner bereits fest: Kinobetreiberin Beki Probst erhält den Prix d'honneur, und der Schauspieler Peter Freiburghaus (Duo Fischbach) wird mit dem Fernsehfilmpreis für seine Rolle in «Nebelgrind» prämiert. (reg)

www.solothurnerfilmtage.ch

Es stellte sich aber heraus, dass das Gruppenerlebnis nicht für alle wichtiger war. «Ich hatte mich getäuscht. So setzte auch ich alles daran, den Film fertig zu machen. Ich verstellte mich, wurde mal zum Schmeichler, mal zum Tyrannen.» Kaum zu glauben bei diesem jungen Mann, dessen weiche Lammfelljacke ein besonders empfindsames Wesen zu schützen scheint. Ist Dreyfus nicht ernüchert, dass sein Experiment mit der Ehrlichkeit nicht wie erhofft ausgegangen ist? «Doch. Aber die Beziehung zu den Freunden, die mitwirkten, ist trotz allem viel tiefer geworden.» Auch für den Film hat sich die Belastung ausgezahlt: «Halb so wild» bebildert die Krämpfe der verlängerten Adoleszenz ganz glaubwürdig.

Abschied vom «Cinéma copain»

Eben hat Dreyfus mit einer Produktionsfirma einen Vertrag für ein neues Drehbuch unterschrieben; sein erstes Projekt, das keine Low-Budget-Produktion wird: «Wenn ich daran denke, wird mir etwas mulmig.» Vermutlich bedeutet das für ihn den Abschied vom «Cinéma copain», vom familiären Rahmen, den er so mag und den er sich für die Zukunft wünscht. Aber es wäre nicht der erste Umweg in seinem Leben, der sich als Schnellspur herausstellen könnte.

Elektrisierende Draufgängerin, introvertierter Techniker

In einem gar langen Konzert der Camerata Bern solierten Patricia Kopatchinskaja und Jean Sélim Abdelmoula in Werken von Mozart.

Michael Matter

«Erlösung Mozart» nannte sich das Programm des vierten Abonnementskonzerts. Bloss, Erlösung wovon oder wodurch? Die Antwort blieb den Zuhörenden überlassen. Zumindest als Patricia Kopatchinskaja im Violinkonzert KV 218 den Solopart in Angriff nahm, konnte man sich vorstellen, was es hiess: Erlösung durch die Moderne.

Das Programm konfrontierte Mozart mit faszinierenden Werken der jüngsten Vergangenheit. Etwa mit den meditativen Klangzirkulationen in Scelsis «Anägämin» oder mit dem von melancholi-

schen Ausschweifungen bis zum ätherisch-friedvollen Choral gespannten Violinkonzert Nr. 2 des Armeniers Tigran Mansurian. Beide von der Camerata in satten Tönen und gewohnt transparenter Ausarbeitung vorgetragen.

Bei Kopatchinskaja, die zum ersten Mal als Leiterin des Ensembles agierte, schien es nun, als durchdringe die Konfrontation von Alt und Neu auch unmittelbar ihre Interpretation. Gewiss: Mit Mozart hatte das stellenweise, besonders in den teils queren Kadenzten, nur entfernt etwas zu tun. Das mag ihr übel nehmen, wer will, konventionelle Interpretationen hört man schliesslich oft genug. Und wenn Kopatchinskaja etwas tut, dann mit Leib und Seele. Ihr temperamentvolles Spiel, gepaart mit einer launischen Koketterie, sorgte für wahr für ein berauschendes Erlebnis. Nichts war gewiss, auf wirblige Läufe folgten wehleidige Seufzer oder schelmische Staccati.

Und dann war da noch dieser wunderbar zart-lyrische Mittelsatz. Ein draufgängerisches Vergnügen, das elektrisierte.

Zu wenig Wechselstrom

Ganz anders dagegen das Spiel des jungen Schweizer Pianisten Jean Sélim Abdelmoula in Mozarts Klavierkonzert Nr. 20. Zwar setzte die Camerata ihr zupackendes Musizieren fort. Im ersten, von dramatischer Ungeduld erfüllten Satz loderte in den Streichern regelrecht das Feuer – allein die Energie übertrug sich nicht recht auf den Solisten. Da war kein Wechselstrom zu spüren. Zweifelsohne verfügt Abdelmoula über eine tadellose Technik, über einen Sinn für schöne Phrasierung und Formgestaltung. Immer wieder leuchteten aparte Melodiejuwelen auf. Doch das alles wirkte zu kontrolliert und berechenbar. Auch weil agogisch fast alles unbeirrbar in geradlinigem Tempo verlief. Im Schlusssatz

tauchten immerhin Ansätze zu Witz und Überraschung auf, sie wirkten jedoch nicht derart aus dem Moment geschöpft wie bei Kopatchinskaja. Eine Ausnahme bildeten die fantasievollen Kadenzten, in denen Abdelmoula sein Improvisationstalent aufblitzen liess.

Es war ein Abend der Gegensätze: Nicht nur Mozart prallte auf die Welt des zeitgenössischen Klangkosmos. Auch die extrovertierte, sprudelnde Geigerin kontrastierte mit dem introvertierten, kühlen Pianisten. Diese Verschiedenheit manifestierte sich auch in ihren neu komponierten Zugaben, die beide Solisten für das 50-Jahr-Jubiläum der Camerata beigesteuert haben. Während in Abdelmoulas «Lunaire» zurückhaltende und unaufgeregte Töne dominierten, trug Kopatchinskajas Werk sinnigerweise den Titel «Die Wut» und brodelte vor Emotionen. Gegensätze, wie gesagt. Auffregend war vor allem eine Seite.

Kulturnotizen

Festival Sigur Rós und Archive am Open Air St. Gallen

Das Programm des 37. Open Air St. Gallen nimmt weiter Gestalt an: Sigur Rós und Archive gesellen sich als Headliner zu den Ärzten und Kings of Leon. Das Open Air St. Gallen 2013 findet vom 27. bis 30. Juni statt. (sda)

Film Drei Preise für «Amour» bei London Critics' Circle Awards

Der Film «Amour» des Österreicher Michael Haneke ist mit drei London Critics' Circle Awards ausgezeichnet worden. Das Liebes- und Sterbedrama wurde zum «Film des Jahres» gekürt, Haneke erhielt den Preis für das beste Drehbuch, Hauptdarstellerin Emmanuelle Riva wurde zur besten Schauspielerin gewählt. «Amour» ist auch für fünf Oscars nominiert. (sda)